

Rezensionen

Thomas Bremer, Assad Elias Kattan, Reinhard Thöle (Hgg.): Orthodoxie in Deutschland. Münster: Aschendorff Verlag 2016. 276 S.

Die Themen Orthodoxie und orthodoxes Christentum sind in Deutschland auf institutioneller und alltäglicher Ebene – außer in den Kreisen der Bildungseliten – terra incognita. Nicht nur, dass Behörden in ihren Formularen meistens keinen Raum für den orthodoxen Glauben einräumen, auch die Menschen auf der Straße wissen mehr über Buddhismus und Islam als über Orthodoxie. Die Fragen »Was ist das?! Ist das noch Christentum?!« sind nicht selten.

Daher ist die Publikation eines Sammelbandes, der sich mit der Situation orthodoxer Kirchlichkeiten in Deutschland beschäftigt, unbedingt zu begrüßen. Leider wird er kaum Eingang ins öffentliche Bewusstsein finden, was die Grenzen und Unzulänglichkeiten des Formats »Sammelband« vor Augen führt, wenn es eigentlich nicht darum geht, bereits mit Orthodoxie vertraute akademische Eliten und Bildungsbürger anzusprechen, sondern der breiten Öffentlichkeit diese wichtigen Informationen zu vermitteln. Der Band bemüht sich, durch die Einfachheit und Leserfreundlichkeit der Beiträge dieser Tendenz entgegenzuwirken, seine Rezeption ist jedoch außerhalb der academia bescheiden. Immerhin hat

Orthodoxie in Deutschland eine 5-Sterne-Rezension auf amazon.de vom Diakon Dr. Elmar Kalthoff¹ von der Russisch-Orthodoxen Gemeinde Krefeld bekommen, was erfreulicherweise zeigt, dass zumindest en famille die Arbeit der Autorinnen und Autoren des Sammelbandes geschätzt wird.

Der Band ist klar strukturiert. Nach einem Vorwort folgen drei große Sektionen zu »Geschichte«, »Sachthemen« und schließlich zu den »altorientalischen Kirchen«, die somit dem Themenkomplex Orthodoxie ohne ekklesiologische Erklärung der Unterschiede zwischen chaledonischen und nicht-chaledonischen Kirchen hinzugefügt werden. Die semantische Einheit »Orthodoxie« – so wie sie in diesem Band allorts verwendet wird – ist leider nirgendwo Gegenstand der Reflexion.

Das Vorwort präsentiert die Ziele und Argumentationslinien des Sammelbandes. Die erste Sektion zu »Geschichte« kombiniert Beiträge unterschiedlicher Länge und Zugangsweise. Während sich der informativ und analytisch kaum zu übertreffende historische Überblick Nikolaj Thons über einzelne orthodoxe Gemeinden in Deutschland und ihren

¹ <https://www.amazon.de/Orthodoxie-Deutschland-Thomas-Bremer/product-reviews/3402131749/ref=cm_cr_dp_d_show_all_btm?ie=UTF-8&reviewerType=all_reviews>, 20.7.2018.

Weg zur Orthodoxen Bischofskonferenz – der Versammlung der Bischöfe aller anerkannten orthodoxen Kirchen in Deutschland – durch seinen wissenschaftlichen Stil auszeichnet, erscheint z. B. der kurze Aufsatz Elias Ebers zur Situation syrischer Flüchtlinge in Deutschland eher wie ein Pressebericht mit apologetisch-polemischen Unterton, was freilich den informativen Wert der Arbeit keineswegs mindert. Die zweite Sektion zu praktischen Aspekten der orthodoxen Kirchlichkeiten in Deutschland ist nicht nur die umfangreichste des Bandes, sondern meines Erachtens auch die beste: Hier werden fundamentale Aspekte des orthodoxen Religionsunterrichts in Deutschland, der ökumenischen Offenheit der in Deutschland zu findenden Orthodoxien, der Präsenz der orthodoxen Theologie an deutschen Universitäten sowie die Medienarbeit und die Stipendienprogramme für orthodoxe Studenten besprochen. Die letzte Sektion zu den altorientalischen Kirchen (zur Assyrischen Kirche des Ostens, zu den Kopten, den Syrisch-Orthodoxen und zur Armenischen Kirche) ist ebenfalls informativ und aufschlussreich, obwohl nicht alle altorientalischen Kirchen behandelt werden, wie der Titel hoffen lässt.

Zum Schluss sollen vier Unzulänglichkeiten des Bandes punktuell angesprochen werden: 1. Die Rumänisch-Orthodoxe Kirche, die zweitgrößte Orthodoxie der Welt, findet keine gesonderte Besprechung, die Russische dafür gleich zwei, was Fragen nach dem Gleichgewicht des Buchkonzepts aufwirft. 2. Die nicht durchgehende Wissenschaftlichkeit der Beiträge wurde bereits angesprochen, hier soll nochmals auf die hin und wieder auftauchenden polemischen Noten des Diskurses aufmerksam gemacht werden, z. B. auf Seite 43, wo Erzpriester Nikolai Artemoff von München die Chance nicht versäumt, politisch zu werden: Er verweist auf die »kirchliche Tätigkeit zum

Wohl des gesamten orthodoxen Kirchenvolks, und dies nicht nur im Hinblick auf *die Kirche in der Einheit der russischen Lande, einschließlich der Ukraine und Weißrusslands, mit denen die kirchlichen Bande stetig gefestigt werden*« [Hervorhebung durch den Autor]. Das stellt einerseits eine direkte Einbeziehung des kirchlich-politischen Diskurses des Moskauer Patriarchats dar, andererseits eine indirekte Mahnung an Seine Seligkeit Bartholomaios I., den Ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel, und wirft die zentrale Frage auf, ob der Band sich auf solche politischen Stellungnahmen hätte einlassen müssen oder vielleicht doch eine stringenter Sachlichkeit hätte pflegen sollen. Die Zuspitzung des ukrainischen Kirchenstreits nach dem Erscheinen des Bandes zeigt, wie komplex sich die Lage gestaltet und wie gefragt Sachlichkeit und Äquidistanz sind. 3. Der Rezensent hätte sich bei der Besprechung des ökumenischen Engagements der in Deutschland präsenten Orthodoxien auch ein Eingehen auf die antiwestlichen Diskurse gewünscht, die auf Gemeindeebene in der Predigt oder Katechese noch stark in Erscheinung treten – nicht nur gegen Werte der europäischen Gemeinschaft, sondern auch direkt gegen andere Konfessionen, z. B. der immer wieder auftauchende *locus communis*, dass evangelische Christen eigentlich Ketzer seien. 4. Angesichts der breiten Themenpalette, der vielen Namen, Orte und Institutionen, die genannt werden, wäre ein Register am Ende des Bandes eine wahre Hilfe für den Leser gewesen.

Schlussfolgernd haben wir einen Sammelband vor uns, der über große Strecken den Eindruck einer orthodoxen Priesterkonferenz vermittelt. Hervorragend geschriebene Beiträge vermischen sich mit eher informellen Stellungnahmen. Polemisch-propagandistische Töne dringen immer wieder an die Oberfläche. Um sich mit den orthodoxen und altorienta-

lischen Kirchlichkeiten in Deutschland vertraut zu machen, ist der Band dennoch insbesondere für ein nicht akademisches Publikum unerlässlich. Unter diesem Aspekt ist *Orthodoxie in Deutschland* einer der besten Ansätze in deutscher Sprache.

Mihai-D. Grigore

Laura Gabriela Laza: »Baumeister war die Angst.« Die politischen Prozesse rumänischer und deutschsprachiger Schriftsteller aus Rumänien nach dem Ungarnaufstand von 1956. Cluj-Napoca: Casa Cărții de Știință 2017. 272 S.

Die vorliegende Abhandlung, die 2014 als Dissertation an der Friedrich-Schiller-Universität Jena angenommen wurde, gehört zu einer Reihe von Untersuchungen zu den repressiven Maßnahmen des kommunistischen rumänischen Regimes nach dem Ungarnaufstand von 1956, die nicht selten mit der Inszenierung eines politischen Prozesses endeten. Zu diesen Arbeiten zählen u. a. die Monografien von Stelian Tănase¹, Marius Oprea², Corneliu Pintilescu³ oder Sven Pauling⁴. Die Veröffentlichung solcher Abhandlungen sowie die stufenweise Übergabe der Archive des ehemaligen Geheimdienstes an die Behörde zur Aufarbeitung der Securitate-Unterlagen (rum. Consiliul Național pentru Studierea Arhivelor Securității, CNSAS) und der Zugang zum Archivgut haben zahlreiche Debatten um die Methoden und Strategien der Securitate entfacht und die Identifizierung

früherer IM begünstigt. Gleichzeitig ist Laza's Arbeit eine gut dokumentierte Untersuchung zum aktuellen Thema des Verhältnisses von Schriftstellern zum kommunistischen Regime.

Den ausführlichen Fallstudien geht ein einleitender methodischer Teil voraus, der die theoretischen Begriffe der Analyse definiert bzw. den Forschungsstand schildert und die Quellen präsentiert. Auf den Einfluss des Ungarnaufstands von 1956 auf rumänische Intellektuelle wird näher eingegangen. In diesem Kontext stehen auch die Durchsetzung des sozialistischen Realismus als Programm im Fokus sowie die literarischen Kreise, die Differenzierung zwischen Dissidenz, Opposition und Widerstand und die Beschreibung des Zensur-Phänomens im Rumänien der 1950er-Jahre. Die Analyse bezieht sich auf den rumänischen Literaturbetrieb und geht auf die Besonderheiten der deutschsprachigen Literaturszene in Rumänien ein.

Die den größten Teil der Untersuchung ausmachenden Fallstudien beleuchten die Beziehungen zwischen rumänischen und deutschsprachigen Autoren sowie deren Verhältnis zum kommunistischen Regime. Ausgehend von den Unterlagen aus dem Archiv der CNSAS analysieren die Kapitel drei bis acht die literarischen Texte dieser Schriftsteller und ihre Rolle im Gerichtsprozess. Dabei fokussiert die Autorin auf die Primärtexte, die Protokolle der Verhöre und die Gerichtsverhandlungen.

Die Fallstudien sind den deutschsprachigen Autoren Wolf von Aichelburg, Hans Bergel und Georg Scherg gewidmet, des Weiteren den rumänischen Schriftstellern Ion Desideriu Sîrbu und Constantin Pillat. Die komparatistische Perspektive stellt das Fundament des letzten Kapitels dar, in dem die Autorin die politischen Prozesse als Phänomen in den Vordergrund rückt. Der Band schließt mit einem Anhang, der die Biografien der Autoren sowie Securitate-Unterlagen beinhaltet.

1 Stelian Tănase: *Anatomia mistificării* [Die Anatomie der Irreführung]. Bukarest 2003.

2 Marius Oprea: *Adevărata călătorie a lui Zahei: V. Voiculescu și taina Rugului Aprins* [Die wahre Reise des Zahei: V. Voiculescu und das Geheimnis der Gruppe Rugul Aprins]. Bukarest 2008.

3 Corneliu Pintilescu: *Procesul Biserica Neagră – 1958* [Der Schwarze-Kirche-Prozess – 1958]. Kronstadt 2008.

4 Sven Pauling: »Wir werden Sie einkerkern, weil es Sie gibt!«. Studie, Zeitzeugenberichte und Securitate-Akten zum Kronstädter Schriftstellerprozess 1959. Berlin 2012.

Die Arbeit basiert auf einer umfangreichen Dokumentensammlung und operiert mit einer Reihe von klar definierten Konzepten, sodass eine komplexe Analyse der Unterdrückungspraktiken des Regimes gegen Intellektuelle erfolgt. Ein Novum stellt der interdisziplinäre Charakter der Untersuchung dar, indem literatur- und geschichtswissenschaftliche Ansätze miteinander kombiniert werden. Die Autorin hat richtig erkannt, dass die Literaturkreise der 1950er-Jahre eine wichtige Rolle in der Umgehung kulturpolitischer Vorgaben und der Zensur gespielt haben. Man hätte sich jedoch mehr auf die Art, wie die Entwicklung dieser Gruppen von den Machthabern aufgenommen wurde, konzentrieren können, da sie der direkten Kontrolle der staatlichen Kultureinrichtungen entkamen. Mitte der 1950er-Jahre florierten diese Schriftstellerkreise und wurden vom kommunistischen Regime in den »Tauwetterjahren« toleriert, um dann, nach dem Ungarnaufstand von 1956, als ein Medium des Widerstands der Jugendlichen angesehen und streng verboten zu werden.

Die Fallstudien beinhalten Einblicke in die Biografie und das Werk der untersuchten Autoren, sodass das Umfeld ihrer Bildung und Wirkung ersichtlich wird. Darüber hinaus werden ihre Beziehungen zum damaligen Regime und ihre Positionierung zum offiziellen Kanon des sozialistischen Realismus analysiert.

Ein Verdienst der Arbeit ist es, dass sie untersucht, wie die Staatspolizei die Interpretation literarischer Texte manipulierte, um Unterdrückungsmaßnahmen gegen die Autoren zu rechtfertigen.

Da die Fallstudien vergleichend vorgehen, kann die Autorin schlussfolgern, dass es einen gemeinsamen Punkt in den Anklageschriften der Staatspolizei gab: Den Schriftstellern wurde vorgeworfen, durch ihr Schreiben das Regime sabotieren zu wollen (S. 203). Manchen Autoren wurden zudem ihre Vergangenheit und

ihre »ungesunde« soziale Herkunft angelastet.

Obwohl die untersuchten Werke viele Elemente beinhalten, die mit dem offiziellen Kanon nicht im Einklang standen, ist es offensichtlich, dass sie die Sicherheit des Regimes nicht hätten sabotieren können. Diese Anklage wurde konstruiert, um die Unterdrückungsmaßnahmen zu legitimieren. Wie die Autorin richtig hervorhebt, war eben dies die Strategie der Untersuchungsführer: die literarischen Texte forciert zu politisieren, indem ihnen »subversive« Inhalte zugeschrieben wurden (S. 203). Das Einbeziehen der Vergangenheit bzw. der sozialen Herkunft der Angeklagten war nach sowjetischem Modell eine gängige Praxis (S. 205).

In ihrem Fazit hat Laura Gabriela Laza das Ziel dieser politischen Prozesse unterstrichen: die Erstickung jeder Art der kritischen Artikulierung gegen die Kulturpolitik des Regimes, das Blockieren der Zirkulation von Ideen und Texten sowie die Vernichtung und Marginalisierung kultureller Medien, die die kommunistischen Machthaber als bedrohlich empfanden. *Corneliu Pintilescu*

Michael Metzeltin, Oliver Jens Schmitt (Hgg.): Das Südosteuropa der Regionen. (Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Klasse, Bd. 858.) Wien: VÖAW 2015. 756 S.

Der Begriff Region gehört, genauso wie Nation und Nationalismus, zum Kernvokabular der Historiker und war ein beliebter Gegenstand kultur- und sozialgeschichtlicher Analysen in den zwei Jahrzehnten nach dem Ende des Kalten Krieges. Mit der EU-Erweiterung wurde es um das Thema etwas stiller; das Interesse galt nun größeren geografischen Einheiten wie Europa oder der ganzen Welt, die Imperien wurden wiederentdeckt. Der Band *Das Südosteuropa der Regionen* zeigt, wie oberflächlich und unvollstän-

dig unser Wissen über die Regionen auf unserem Kontinent ist; viele der im Band behandelten Gebiete sind außerhalb der eigenen Staatsgrenzen noch immer kaum bekannt.

Die Herausgeber des Bandes, Oliver Jens Schmitt und Michael Metzeltin, überraschen durch ihre pragmatische Herangehensweise; die Phänomenologie der Region wird nicht wie üblich von der Warte der Vergangenheit, sondern von der Gegenwartspolitik her aufge- rollt. Das hat persönliche und fachliche Gründe. Zum Ersten betrachten die beiden aus der Schweiz stammenden Geisteswissenschaftler die hoch erfolgreiche Neuschöpfung »Regio Basiliensis« an der deutsch-französisch-schweizerischen Grenze als Inspiration und Ausgangspunkt für die Untersuchung. Zum Zweiten veranschaulicht gerade die Regionalisierungspolitik der EU, dass sub- und zwischenstaatliche territoriale Gebilde nicht für die Ewigkeit geschaffen worden sind; sie besitzen eine sichtbare historische Dynamik, potenziert durch ihre politisch-wirtschaftliche und kulturelle Ballungskraft. Laut der Europäischen Kommission sollten Regionen zur Dezentralisierung der Nationalstaaten beitragen, wovon wiederum mehr europäische Integration erwartet wurde. Für die Autoren ist weniger die Erkenntnis ausschlaggebend, dass dieses Ziel »nicht in der Gestalt Wirklichkeit geworden [ist], wie es in 1988 erhofft worden war« (S. 17), sondern die Tatsache, dass Fragen zur Tektonik der Regionen auch mit Blick auf die südosteuropäischen Staaten gestellt werden können und müssen. Das ist lobenswert, denn Form, Charakter und Funktion der Regionen in Südosteuropa sind hoch relevant, ob als Gegengewicht zum zentralisierenden Nationalstaat oder mit Blick auf den Zerfall Jugoslawiens bzw. die Aussichten der europäischen Integration auf diesem Teil des Kontinents.

Regionen werden als kleinere Gebiete über der lokalen und unterhalb der Staatsebene definiert – die Herausgeber grenzen sich ab von Deutungen der Geschichtsregionen als staatsübergreifende Meso-Einheiten (siehe weiter unten) –, die sich auch zwischen Staaten befinden können (die Studie von Flavius Solomon etwa zeigt, wie das Fürstentum Moldau über Jahrhunderte zwischen den konkurrierenden russischen, habsburgischen und osmanischen Großmächten immer wieder neu aufgeteilt wurde). Diese »kulturellen Raumstrukturen« konnten laut den Herausgebern das Erbe ihrer geografischen, sozialen und mancherorts verwaltungshistorischen Eigenständigkeit bis ins 19. und 20. Jahrhundert bewahren (die Studien über die Walachei von Daniel Ursprung, über Siebenbürgen von Florian Kühner-Wielach, über Slawonien und Syrmien von Ludwig Steindorff, über die Vojvodina von Michael Portmann sowie den Kosovo von Eva Anne Frantz betonen die ehemaligen Verwaltungskompetenzen als zentral für die Erhaltung der regionalen Kohäsion).

Obwohl die Namen mancher südosteuropäischer Regionen wie Dalmatien (dargestellt in der Studie von Aleksandar Jakir und Marko Trogrlić), Thessalien (präsentiert von Antonis Rizos), Epirus (Oliver Jens Schmitt) oder Thrakien (bezeichnet als »eine wiederentdeckte Region auf dem Balkan« in der Studie von Mehmet Hacisalihoğlu) bis in die Antike zurückreichen, sind diese Einheiten fragil, ja, sie können sich ganz auflösen (wie etwa im Fall des antiken Thrakien, Thessalien, Epirus, Makedonien). Regionen können durchaus auf dem Reißbrett entstehen (die so genannten Planungsregionen wie die habsburgische Bukowina, präsentiert von Kurt Scharr, die vom Fürstentum Moldau abgetrennt wurde, oder der Sandschak von Novi Pazar). Die Studien zeugen auch davon, dass die Verschiebung der Grenzen, der territorialen

Ausdehnung und der internen Gliederung eine Konstante und kein Ausnahmefall in der Geschichte der südosteuropäischen Regionen ist.

Die Geschichte des Begriffs Region wird hier auch aus der französischen geografischen Tradition abgeleitet, insbesondere in Anlehnung an die Human-geografie von Paul Vidal de la Blache. So wird die kulturhistorische Kohärenz menschlicher Lebenswelten als ein weiterer bestimmender Faktor herausgehoben, der die Konturen der Regionen schärfer oder schwächer hervortreten lässt. Das Kapitel über Šumadija, verfasst von der großen, verstorbenen Autorität südosteuropäischer Geschichte, Holm Sundhaussen, beschreibt beispielsweise eine »schwache« Region, die im kulturellen Gedächtnis Serbiens nur für kurze Zeit im 19. Jahrhundert aufleuchtete. Ein weiteres Beispiel sind jene »verschwundenen« antiken Gebiete südlich der Donau, die viele Jahrhunderte lang unter osmanischer Herrschaft standen.

In Anlehnung an Holm Sundhaussen betrachten die Autoren ihre Forschungsgegenstände aus einer »longue durée«-Perspektive und loten die eigene Geschichtsdynamik jeder Region in detaillierten Analysen aus. Je nach Entstehungszeit fallen die südosteuropäischen Regionen in die Kategorie der Antike (Dalmatien, Epirus, Thessalien, Makedonien, Thrakien), des Mittelalters (Slawonien-Syrmien, Herzegowina – beschrieben von Hannes Grandits –, Siebenbürgen, Moldau und Walachei) oder des Zeitalters der Nationalstaaten (Bukowina, Kosovo, Sandschak von Novi Pazar – präsentiert von Krzysztof Zaleski – und Vojvodina). Bulgarien sowie die erwähnte Šumadija werden zu Vergleichszwecken herangezogen bzw. analysiert, da ihre »Regionalität« gegen null tendiert.

Regionalität wird im Band auch als politischer Diskurs verstanden. Die Fallstudien erforschen die Verbindungen der

regionalen Identifikationen mit politischen »claims« auf intraregionaler und staatlicher Ebene sowie in der europäischen/internationalen Öffentlichkeit. Regionale Solidarität konnte von ihren Gegnern als Gefahr für die staatliche Integrität verstanden werden, was in den meisten multiethnischen Gegenden Südosteuropas bis heute zutrifft. Die Zuwanderung allogener Populationsschichten in die ethnisch-sprachlich-religiös gemischten Reiche trug zur Herausbildung konkurrierender Nationalismen bei, was wiederum die regionalen Bewegungen aufspaltete, oft instrumentalisierte und die Furcht vor dem Regionalismus der »anderen« Ethnie(n) oder Konfession(en) verstärkte. Fast ausnahmslos zeigen die Fallstudien, wie regionale Bewegungen einer ethnischen Minderheit in der Zwischenkriegszeit als staatsuntergrabende Autonomiebestrebung oder sogar als *Irredenta* in den Augen der Mehrheit erschienen (siehe auch S. 33). Das Ergebnis ist auch heute deutlich zu spüren: Regionale Strategien werden von den südosteuropäischen Mehrheitsgesellschaften und Regierungen überwiegend als Trojanische Pferde der feindlich gestellten Minderheiten und ihrer »externen Heimatländer« beäugt. Diese verbreitete indirekte Ablehnung ist vielleicht der wichtigste Grund, warum Regionalismen hier so schwach ausgeprägt sind.

Dass Regionen nicht primär destabilisieren, sondern eine sinnvolle politische Ergänzung zum Nationalstaat bilden können, lässt sich anhand der Fallstudien nicht positiv belegen. Gerade die Langzeitperspektive zeigt, dass sich öfter Regionalismus und Nationalismus verbanden, um territoriale Abspaltung und neue Staatsbildung zu befördern – der Zerfall Jugoslawiens und die Entstehung des Kosovo sollen als jüngstes Beispiel dafür stehen. In diesem Prozess spielten die internationale Diplomatie, das wissenschaftliche Interesse oder die exoti-

sierende Abenteuerlust des »gebildeten« europäischen Auslandes oft eine legitimierende Rolle. An diesem Punkt drängt sich der Wunsch auf nach einer Auseinandersetzung darüber, wie sich die heutigen EU-Regionalisierungsmaßnahmen mit den historischen Erfahrungen vor Ort vertragen – vielleicht ein Thema für einen Nachfolgebänd.

Die Einleitung definiert den Interpretationsraum Südosteuropa pragmatisch als »geographische Großeinheit und damit lediglich den räumlichen Rahmen der Analyse« und nicht als »eigene Geschichtsregion oder geographische Deutungseinheit« (S. 9). Bei allem Verständnis für die Übersättigung an den Debatten der 1990er-Jahre über »den Balkan«, »Osteuropa« oder »Mitteleuropa« (die relevante Literatur wird in den Fußnoten angeführt) hätte sich die Rezensentin an dieser Stelle aufgrund der neueren Imperien Geschichte doch mehr Reflexion über Südosteuropa gewünscht, vor allem bezüglich seines »Übergangscharakters« als Interferenzraum zwischen den ehemaligen habsburgischen, russischen und osmanischen Reichen. Denn eine der wichtigsten empirischen Erkenntnisse des Bandes zielt auf die geografischen Unterschiede der imperialen Erben ab: Während die habsburgische und venezianische Herrschaft im Norden das Regionalbewusstsein politisch und infrastrukturell unterstützte, hinterließ die lange osmanische Herrschaft im Süden keine prägenden Regionsstrukturen. Die Auswirkungen zeigten sich in der zentralisierenden Politik der späteren Nationalstaaten mit »null Valenz« des regionalen Denkens in Bulgarien und Griechenland oder als sehr problematisch und konfliktbeladen in Rumänien.

Der mit großem wissenschaftlichem Aufwand dokumentierte Sammelband hat Handbuchcharakter. Obwohl die Länge der Fallstudien unterschiedlich ausfällt, erleichtert die angestrebte struk-

turelle Gleichförmigkeit der sechzehn Beiträge methodisch den Vergleich. Jede Region wird in ihren historischen Kontext gestellt; neben der institutionen-, gesellschafts- und politikgeschichtlichen Dynamik wird auf die Selbst- und Außenwahrnehmungen eingegangen. Eine oder mehrere Landkarten nach den Fallstudien und ein Namens- und Ortsverzeichnis (erstellt von Konrad Petrovsky) dienen der Orientierung, sodass der Band auch als Unterrichts- und Lehrmaterial Erfolg versprechend eingesetzt werden kann.

Borbála Zsuzsanna Török

Carmen Elisabeth Puchianu (Hg.): »Es ist keine Lehre so närrisch oder schändlich, die nicht auch Schüler und Zuhörer finde.« Luthers Reformation und deren Wirkung auf Kultur, Literatur und Sprache im deutschsprachigen Raum Mittel- und Südosteuropas. (Reihe *Academica*, Kronstädter Beiträge zur germanistischen Forschung, Bd. 18.) Kronstadt: Aldus Verlag 2018. 283 S. 11 Abbildungen.

Es ist begrüßenswert, dass die Kronstädter Germanistik 2017 ihre 20. Tagung der vielseitigen Persönlichkeit Luthers widmete, spielte doch der deutsche Gelehrte und Reformator im Rahmen der Ausbreitung seines Reformdenkens durch Johannes Honterus (1498–1549), der in Kronstadt (rum. Braşov, ung. Brassó) eine der ersten Buchdruckereien im heutigen Rumänien errichtete und durch das neue Medium eine Vielzahl von Lesern erreichte, eine nicht zu verkennende Rolle für diesen Teil Osteuropas. Inwiefern ist heute jedoch eine Auseinandersetzung mit Luther und der Reformation noch relevant? Wurde man in Siebenbürgen lutherisch als Akt der Solidarität mit dem Ursprungsland? Ist hier letzten Endes das Protestantische als Marke einer Nation gewählt worden? Die Aufsätze, die der von Prof. Dr. Carmen Elisabeth Puchi-

anu 2018 herausgegebene Band versammelt, schlagen literatur-, kultur- und sprachwissenschaftliche Sichtweisen auf die insbesondere durch den Humanisten Johannes Honterus eingeläutete siebenbürgische Reformation vor.

Peter Kleins Interesse gilt in seinem zu Beginn des Bandes veröffentlichten Beitrag der Analyse des 37. Psalms der Bibel als Folie für die Antwort auf die Frage, warum es die Bösewichter besser als die Gerechten haben, wobei diese Frage sich nicht nur auf Luthers Antwort für seine Zeit bezieht, sondern den Bogen weiter spannt und deren Aktualität »auch für die Menschen in Rumänien im 21. Jahrhundert n. Chr.« (S. 9) erörtert. So schreibt Peter Klein im Sinne von Luthers »Sola«-Theologie: »Gemäß Psalm 37 wäre die Aufgabe eines Gerechten im Blick auf den Umgang mit Reichen und Mächtigen heute folgende: Der Gerechte legt sein ganzes Vertrauen auf Gott und wälzt alles, was ihm zu schwer ist, auf ihn ab (V. 5). Er ist genügsam (V. 16) und demütig, aufrecht und ehrlich (V. 6) und handelt moralisch wie gesellschaftlich korrekt (V. 31). Er verzichtet auf Rache und Vergeltung und bleibt den Reichen gegenüber neidlos eingestellt (V. 1)« (S. 23). Leichter gesagt als getan!

Ebenfalls einem Psalm (Nr. 130), in der lateinischen Tradition als *De profundis* bekannt, widmet sich der zweite Beitrag aus der Feder von Ioana Crăciun. Sie vergleicht die Übersetzungen von Martin Luther (1524) und Michael Vehe (1537), einem unerbittlichen Gegner der Luther'schen Lehre, um zu zeigen, »wie im Zeitalter der Reformation katholische Gesangbücher die Wirkung der evangelischen Gesangbücher zu konterkarieren bestrebt waren« (S. 29) und somit auch eine solche Art der Opposition den Weg in die Gegenreformation unterstützt haben könnte.

Markus Fischer nimmt sich der Luther-Gedichte von Hans Sachs, Friedrich

Gottlieb Klopstock, Johann Wolfgang von Goethe und Friedrich Schiller bis zu Autoren der Gegenwart an und analysiert »Gestalt, Leben und Lehre Martin Luthers in der deutschen Lyrik« (S. 41).

Doch auch in die Gattung Tragödie ist der Luther-Mythos eingegangen, wie Stefan Lindinger überzeugend zeigt, z. B. in dem vom Romantiker Zacharias Werner verfassten Drama *Martin Luther oder die Weihe der Kraft* (1806/07), das literarische Reverberationen in Fontanes Erzählung *Schach von Wuthenow* (1883) anregte.

Dass »Martin Luther auch eine gewisse Vorstellung vom Islam beziehungsweise dem Propheten Muhammad und dem Koran hatte« (S. 79), erfahren wir aus dem Beitrag von Yüksel Gürsoy, der Luthers drei Schriften *Vom Kriege wider die Türken* (1528), *Heerpredigt wider den Türken* (1530) und *Vermahnung wider die Türken* (1541), die vor dem Hintergrund der osmanischen Bedrohung entstanden, einer näheren Betrachtung unterzieht. Interessant ist dabei, dass Luther die Idee eines Kreuzzuges prinzipiell ablehnte und wiederholt mahnte, keinen Glaubenskrieg gegen die Türken zu führen.

Sunhild Galter wirft einen Blick auf Katharina von Bora, die Frau an der Seite des Reformators, und analysiert die kulturgeschichtliche Sichtweise Christine Brückners auf »die Lutherin« (S. 89) in ihrer Beziehung zu ihrem Mann. Dabei hebt sie hervor, dass, selbst wenn Katharina – einsam und unverstanden – als »starke Frau« bezeichnet werden kann, sie für den eigenen Mann »doch nicht als gleichwertige Partnerin« (S. 97) gegolten habe.

Zur lutherischen Reformation und Gegenreformation in Siebenbürgen äußert sich Gudrun-Liane Ittu, indem sie das Verhältnis beider Strömungen zur Kunst anhand ausgesuchter Gemälde reflektiert, einige Beispiele so genannter protestantischer Transformation von katholischem Bildmaterial präsentiert und schlussfolgernd festhält, dass die »nachre-

formatorische protestantische Kunst [...] nie wieder das hohe Niveau der vorreformatorischen erreicht« (S. 107) habe.

Über die performative Symbiose von Kirche und Theater in Form von evangelischen Krippen-, Passions- und Auferstehungsspielen diskutiert Carmen Elisabeth Puchianu – nicht zuletzt in ihrer Rolle als Spielleiterin des Laienensembles Interludium, das auf »ganz spontane Weise, den eigenen Fähigkeiten und dem eigenen Verständnis entsprechend« (S. 115) spielt und gemäß seiner performativen Lesart auch das Publikum in das Geschehen, z. B. die Kreuzigungsszene, einbezieht. Es ist der Versuch, so Puchianu, Luthers Dichotomie des Christenmenschen (gleichzeitig Geist und Natur zu sein) darstellerisch festzuhalten und glaubensgeschichtlich – als »ein demokratisches, freies Glaubensverständnis mit hohem emanzipatorischem Potenzial« (S. 120) – zu demonstrieren.

Roxana Nubert, Delia Cotârlea und Maria Sass stellen in den Mittelpunkt ihrer wissenschaftlichen Überlegungen die Persönlichkeit des siebenbürgischen Reformators Johannes Honterus und die Stadt Kronstadt als Zentrum der Reformation in Siebenbürgen. Nubert argumentiert, dass Honterus, der wichtigste Vertreter der siebenbürgisch-sächsischen Renaissance, auch als Reformator Humanist geblieben sei. Dabei stellt sie Honterus als Universalgelehrten dar: Er war Geograf, Astronom, Sprach- und Naturwissenschaftler, Schriftsteller, Rechtsgelehrter, Schulmann, Pfarrer und Ratsherr. Er konnte Griechisch und Latein, verfasste mehrere Grammatiken und pflegte persönliche Kontakte zu Humanisten wie Johannes Aventinus und Philipp Melanchthon. Von ihm stammen eine in Versen verfasste Weltbeschreibung und auch die älteste kartografische Darstellung Siebenbürgens. Ein weiteres Argument für ihre These liefert der Autorin die Tatsache, dass Honterus' Reformati-

onsbüchlein von 1543, das Luther »sehr wohl gefallen [hat], wie es so weislich, rein und treulich geschrieben ist« (Luther in seinem Antwortbrief an Matthias Ramser, S. 133), auch einen wichtigen Beitrag zur siebenbürgisch-sächsischen Schulgeschichte enthält. So heben der von ihm anvisierte Mädchenunterricht sowie die Versorgung der Armen und Waisen die Bedeutung der Reformation auch auf sozialer Ebene hervor.

Auf fiktionaler Ebene setzten sich mit der Figur Johannes Honterus am Ende des 19. Jahrhunderts Traugott Teutsch und im 20. Jahrhundert Egon Hajek auseinander. Delia Cotârlea und Maria Sass zeigen in ihren ausführlichen Analysen, wie sich Geschichtsschreibung und Literatur in einem Drama bzw. in einem Roman, wenn auch ästhetisch nicht hochqualitativ, zu praktischen Zwecken – etwa für Gedenkfeiern zum Geburtstag der Reformatoren oder die Förderung und Kultivierung von Solidarität in der Gemeinschaft – miteinander verbinden können.

Dass »Menschen die Realität durch bestimmte Filter sehen« (S. 137), wie Cristina Mihail in ihrem Beitrag über »Luther-Rezeption und Lutherjubiläen« erörtert, dokumentiert auch Wilhelm Schäfers Drama *Jakob und Essau*, 1896 geschrieben, mit dessen Ressentiments und Klischees sich Delia Eşian in ihrer Analyse beschäftigt und dabei einen Seitenblick auf den – jener Zeit gemäß – an den Teufel glaubenden Luther und sein widersprüchliches Verhältnis zum Judentum wirft.

Als durchaus lesenswert, weil bereichernd, wenn auch nicht direkt auf die Thematik des Bandes bezogen, erweisen sich die Texte von Kinga Gáll zur Tiermetaphorik in der Bibel, dem Fundament der christlichen Lehre, die allerdings, so die Autorin, eine »bewusste und vor allem [...] organisierte Auseinandersetzung mit dem Wohl der Tiere« (S. 183) nicht

kennt, und von Claudia Spiridon über die Zensur rumäniendeutscher Belletristik zur Zeit Ceaușescus.

Der kultur- und literaturwissenschaftlichen Sektion folgt eine sprachwissenschaftliche und didaktische mit Beiträgen von Lucia Nistor über Luthers Sprachsensibilität und die daraus resultierenden sprachpolitischen Implikationen, veranschaulicht nicht zuletzt an der Umgangsweise Luthers mit seinem eigenen Namen; von Sigrid Haldenwang, die ihre Studie den Wechselbezügen von Konfession und Sprache im siebenbürgischen Sachsenland widmet; von Mihaela Parpalea zum Übersetzen sowie von Evemarie Draganovici und Andreea Rusen zum DaF-Unterricht in Rumänien. Eine finale Durchsicht auf Tipp- und andere Fehler wäre gut gewesen. Diese beeinträchtigen aber nicht die Qualität und Bedeutung des Bandes für ein vertieftes Kennenlernen der Kultur der Reformation gestern wie heute in diesem Teil Europas.

Cornelia Eșianu

Wiebke Sievers (Hg.): Grenzüberschreitungen. Ein literatursoziologischer Blick auf die lange Geschichte von Literatur und Migration. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag 2016. 294 S.

Seit Ende 2012 beschäftigt sich das Wiener Forschungsprojekt »Literature on the Move« mit der Literatur nach Österreich immigrierter Autorinnen und Autoren. In enger Zusammenarbeit von Holger Englerth, Silke Schwaiger und Wiebke Sievers, die bei diesem Projekt engagiert tätig sind, entstand der hier anzuzeigende Sammelband, der sich mit aktuellen Entwicklungen dieses literarischen Feldes auseinandersetzt, aber eben auch die »lange Geschichte« von Literatur und Migration in den Blick nimmt.

Dieser Blick ist ein literatursoziologischer, und er muss es sein. Denn das

oft beschworene »Dazwischen«, in dem sich die in ein neues Land und eine neue Sprache Zugewanderten befinden, gelte seit mehr als zwanzig Jahren in den Kulturwissenschaften nicht mehr als feste Position, »sondern als ein Raum, in dem kulturelle Veränderungen ausgehandelt werden, ohne dass neue Hegemonien entstehen«, erklärt die Herausgeberin in ihrer instruktiven Einleitung (S. 10). Durch literaturwissenschaftliche Textanalysen allein sei dieser Raum nicht zu erfassen und zu interpretieren, weshalb man sich beim genannten Projekt weitgehend und ganz grundsätzlich auf einschlägige Arbeiten von Pierre Bourdieu stützt, »weil sie soziologische Untersuchungen zum literarischen Feld mit der Analyse literarischer Texte verbinden« (S. 12). Damit ist der theoretische und methodologische Rahmen markiert, und dass er sich für das Forschungsfeld »Migrationsliteratur« besonders gut eignet, machen die hier versammelten sieben Studien deutlich.

Was die interkulturell profilierte Literatur und deren Verfasserinnen und Verfasser angeht, sei – gewiss für den gesamten deutschen Sprachraum, also weit über Österreich hinaus – zunächst einmal festzuhalten, dass »Anerkennung und Ausgrenzung oft miteinander einhergehen« (S. 17). Das gilt auch und gerade dort, wo die Kosmopolitisierung der Literatur als literarische Lockerung ethnischer, nationaler und religiöser Fixierungen begrüßt und gefördert wird – einerseits gibt es renommierte, in der literarischen Öffentlichkeit präsent und mit angesehenen Preisen bedachte Schriftstellerinnen und Schriftsteller wie Zsuzsanna Gahse, Terézia Mora, Feridun Zaimoglu, Ilija Trojanow oder Michael Stavaric, andererseits werden die meist unter dem schillernden, in sich selbst widersprüchlichen Begriff »Migrationsliteratur« subsumierten Texte oft lediglich als (erwünschte oder weniger erwünschte) Ergänzungen zur

jeweiligen »Nationalliteratur« gesehen. Und noch immer werden Erzählungen aus den Herkunftsländern oder Erzählungen von Migrationserfahrungen gern als »Quelle der Information über fremde Welten« wahrgenommen und nicht als ästhetische Gebilde von bisweilen hoher literarischer Qualität (S. 17). Viele Aussagen interkulturell profilierter Autorinnen und Autoren bestätigen das. Die Fragen aus dem Publikum, denen sie sich nach ihren Lesungen zu stellen haben, gehen immer wieder in diese Richtung – wobei es merkwürdigerweise kaum eine Rolle zu spielen scheint, ob die Fragenenden über das Phänomen der »Migrationsliteratur« bestens oder nur wenig informiert sind. Holger Englerth führt in seiner Studie über das bisherige Schaffen des aus Albanien nach Wien gelangten Ilir Ferra vor, wie der im Land seiner Herkunft spielende Roman *Rauchschatten* (2010) und sein in einem multikulturellen und multilingualen Wiener Wettlokal spielender Roman *Minus* (2014) mehrheitlich rezipiert wurden. »Beide Romane liefern keine ›realistischen‹ Abbilder des von ihnen Dargestellten, sondern entziehen sich durch ihre reflektierten Erzählverfahren einer wie auch immer gearteten ›Eindeutigkeit‹. In beiden Texten steht dabei die ›Macht des Erzählens‹ in der Kritik« (S. 201). Dennoch wurde *Rauchschatten* als »Autobiografie« und *Minus* als »Reportage« gelesen – beide Romane wurden dadurch mit dem Siegel der »Authentizität« belegt und immer wieder darauf reduziert, »authentische Einblicke in fremde Welten zu bieten« (S. 202). Die zahlreichen Rezensionen von *Rauchschatten* widmeten sich kaum der sprachlich-literarischen Gestaltung des Textes, sondern vor allem der Frage, »inwieweit hier typische albanische ›Realität‹ dargestellt oder Allgemeingültiges, über die Schilderung von Konkretem Hinausgehendes enthalten ist« (S. 228). Dass man einen zugewanderten Autor

vor sich hat, scheint, so Englerth, immer wieder dazu zu führen, »ihn in die Rolle eines Repräsentanten geraten zu lassen, sei es für das Land seiner Herkunft, sei es für seine Existenz als Zuwanderer« (S. 230).

In Österreich ging und geht es, nicht zuletzt wegen seiner habsburgischen Vergangenheit, in Sachen »Migrationsliteratur« etwas anders zu als in Deutschland oder der Schweiz. Das Erbe der vor 1918 entstandenen transnationalen Kultur-nation, »die nicht nur alle deutschsprachigen Menschen und Länder einbezog, sondern auch für jene offenstand, deren Muttersprache nicht Deutsch war, solange sie sich der Hegemonie der deutschen Sprache und der deutschsprachigen literarischen Tradition unterordneten« (S. 19), wirkte nach 1945 fort und scheint auch heute nicht ohne Relevanz zu sein. Mehr als nur nahegelegt wird dies vom ersten Teil des Buches, »Die selbstverständliche Aufnahme von Zuwanderern im Literaturbetrieb bis in die 1950er-Jahre« überschrieben, der aufschlussreiche Studien über Elias Canetti (Wiebke Sievers), Milo Dor (Holger Englerth) und György Sebestyén (Silke Schwaiger) umfasst und nachweist, dass diese drei Autoren nicht deutscher Muttersprachen – und noch einige mehr – relativ problemlos ins deutschsprachige literarische Leben Österreichs vom Kriegsende bis in die 1960er-Jahre integriert wurden. Erst für die 1970er- und 1980er-Jahre sei eine gewisse »Nationalisierung des literarischen Feldes in Österreich« feststellbar – wobei ungefähr zur gleichen Zeit, beginnend mit der Veröffentlichung des Romans *Der Zögling Tjaž* von Florjan Lipuš in der deutschen Übersetzung von Peter Handke und Helga Mračnikar, ein »Goldenes Dezennium« für die Literatur der Kärntner Slowenen begonnen habe (S. 29). Mit literarischer Interkulturalität und Mehrsprachigkeit tat man sich rund dreißig Jahre lang meist schwer, und

von der tatsächlichen Überwindung der »Ausgrenzung« zugewanderter Autorinnen und Autoren wird man wohl erst seit der Jahrtausendwende sprechen können. Im deutschen Sprachraum hat der von 1985 bis 2017 vergebene Adelbert-von-Chamisso-Preis maßgeblich dazu beigetragen, und in Österreich, speziell in Wien, hat der seit 1997 vergebene Literaturpreis »schreiben zwischen den kulturen« viel bewirkt – für Schriftstellerinnen wie Jula Rabinowich und Seher Çakır, aber auch für Chamisso-Förderpreisträger wie Vladimir Vertlib, Dimitré Dinev, Radek Knapp oder Ilir Ferra war dieser Preis nicht ganz unwichtig.

Die Studien im zweiten Teil dieses Buches – Holger Englerth schreibt nicht nur über Ilir Ferra, sondern auch über Seher Çakır, und Silke Schwaiger befasst sich mit Stanislav Struhar und Tanja Maljartschuk – deuten aber auch an, dass es für zugewanderte Autorinnen und Autoren selbst im heutigen österreichischen Literaturbetrieb noch Grenzen gibt. »Andauernde Grenzziehungen«, so die Herausgeberin, »zeigen sich insbesondere im Bereich der Mehrsprachigkeit« (S. 32). Hier gehe es nicht nur um die Frage, ob diese innerhalb literarischer Texte möglich ist und wie sie dann kreativ eingesetzt werden kann – man erinnere sich an den Klagenfurter Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb 2016 mit seinen Debatten um die Texte von Sharon Dodua Otoo und Tomer Gardi. Für Wiebke Sievers geht es darüber hinaus auch darum, inwieweit die (noch) nicht auf Deutsch schreibenden Schriftstellerinnen und Schriftsteller in Österreich Anerkennung finden (S. 33). Damit ist ein Bereich interkulturellen literarischen Schreibens angesprochen, der in den nächsten Jahren gewiss noch wichtiger wird, als er heute schon ist – und das ist sicher nicht die einzige zukunftsweisende Anregung, die diesen *Grenzüberschreitungen* zu verdanken ist. *Klaus Hübner*

Mark Thompson: Geburtsurkunde. Die Geschichte von Danilo Kiš. Aus dem Englischen von Brigitte Döbert und Blanka Stipetić. München: Carl Hanser Verlag 2015. 512 S.

»Die ethnographische Rarität, die ich darstelle, wird mit mir aussterben« (S. 19). Die schwermütige Ironie von Danilo Kiš ergibt sich diesmal nicht nur aus der vergegenständlichenden Distanz des Betrachters zum Betrachteten, sondern auch aus dem fraglichen – weil fragilen – Wahrheitsgehalt der Behauptung. Zum einen versteht es sich ja gar nicht von selbst, dass im mitteleuropäischen Raum die komplexe Identität von Kiš eine »ethnographische Rarität« darstelle. Zum anderen rechtfertigt aber die literarische Ausformung dieser Komplexität in seinen Werken die Wahrnehmung der Einzigartigkeit auch ihres Autors: Der »letzte jugoslawische Schriftsteller«, wie er sich gern apostrophierte, verkörperte ja paradigmatisch die multikulturellen Gegebenheiten Mittel- und Südosteuropas. Wie bekannt, wurde er 1931 im serbischen Subotica (ung. Szabadka) als Sohn eines ungarisch-jüdischen, 1944 in Auschwitz ermordeten Eisenbahngestellten (daher sein ungarischer Name) und einer montenegrinischen Frau geboren und im fünften Lebensjahr in Neusatz (srb. Novi Sad, ung. Újvidék) orthodox getauft. Er verbrachte seine Kindheit in Kerkabarábás (Südwestungarn), zog 1947 mit seiner Mutter nach Cetinje, Montenegro, um, studierte ab 1954 vergleichende Literaturwissenschaften in Belgrad, arbeitete danach als Übersetzer aus dem Ungarischen, Französischen und Russischen in Jugoslawien und parallel als Lektor für Serbokroatisch in Frankreich bis zu seinem Tod im Jahr 1989. Sein Lebenslauf – wie bereits die Ambivalenz seiner anfangs zitierten Aussage aus der 1993 verfassten kurzen Autobiografie *Geburtsurkunde* – bestätigt also die Prämisse, dass eine eingehende Auseinandersetzung mit seinem

Œuvre erst im interdisziplinären Rahmen des Zusammenwirkens von Literaturwissenschaft und Geschichtsschreibung wirklich ertragreich sein kann. Anderenfalls, mangels solcher Verdoppelung des Blickpunkts, blieben wesentliche Zusammenhänge des Lebenswerkes verborgen.

Geburtsurkunde wird in vollem Umfang am Beginn der gleich betitelten Monografie von Mark Thompson wiedergegeben und dient als Ausgangspunkt für den britischen Verfasser, der als Historiker das beim Studium des Phänomens Kiš gebotene vielfältige Interesse in eigener Person vertritt. Dies scheint auch der Untertitel seines in deutscher Übersetzung 2015 veröffentlichten Buches *Die Geschichte von Danilo Kiš* anzudeuten: Das Wortgefüge erlaubt es, seine Mehrdeutigkeit als richtungsweisend wahrzunehmen. Denn nicht nur die Daten und Fakten von Kiš' Leben und Schaffen benötigen weitere Kenntnisse über die regionale Geschichte Mittel- und Südosteuropas – an der sich seine persönliche Geschichte beteiligt und zu deren Verstehen seine Lebensgeschichte und sein Lebenswerk einen wichtigen Beitrag leisten können –, sondern auch die Geschichten, die er selbst geschrieben hat, wären unvorstellbar ohne diese gegenseitige Bedingtheit: ohne die Einschreibung der Katastrophen des 20. Jahrhunderts in sein Werk und ohne jene Verwandlung, die der historischen Realität im Geflecht des literarischen Textes widerfährt. Die enge Verbindung zwischen den beiden Ebenen der Zeiterfahrung – jener der erlebten Geschichte und jener des schriftstellerischen Werdegangs – bietet freilich zahlreiche Perspektiven für die Interpretation. Wie der Verfasser feststellt, bedeutete »kein anderer Autor [...] dem jungen Kiš mehr als Joyce und kein Buch mehr als *Ulysses*« (S. 59). Nun, wenn Kiš aus *Ulysses* den Schluss zieht, »dass aus den Übergängen und dem Oszillieren zwischen (äußerer) Realität und (innerer) Phantasie Lite-

ratur erwachsen kann« (S. 65), bzw. wenn dabei seine Intuition, »Literatur und Realität« seien »Gegensätze«, zur Gewissheit wird (S. 62), dann liegt es nahe, dass eine gezielt poetologische Annäherung an seine Schriften auf eine ähnlich detaillierte Schilderung des zeitgeschichtlichen Hintergrundes, wie sie in Thompsons Buch unternommen wird, vielleicht verzichten könnte, zumal für Kiš »Fiktion genauso aufregend wie die Wirklichkeit sein kann« (S. 173). Angesichts des Anspruchs von Texten, deren Autor in eine Reihe mit Jorge Luis Borges, Vladimir Nabokov, Italo Calvino oder Bruno Schulz gehört (vgl. S. 16) und welche im Hinblick auf solche Familienähnlichkeit nicht zuletzt mit denen von Péter Esterházy vergleichbar sind, wäre also auch eine vorwiegend poetisch und rhetorisch ausgerichtete Untersuchung berechtigt und sachgerecht. Zugleich ist es aber nachvollziehbar, dass im Umgang mit einem derart repräsentativen literarischen Korpus aus jener Großregion Europas, deren Geschichte es durchgehend verbietet, das Tragische »in den phantasievollsten, schwärmerischsten Höhenflügen des Geschichtenerzählens« (S. 245) gänzlich aufzulösen, der historischen Kontextualisierung eine entscheidende Rolle zukommen kann. »Mitteleuropäische Autoren«, schrieb Kiš in einem Fragment, seien dazu verdammt, »ein Klavier und ein totes Pferd hinter sich herzuführen, wo immer sie auch hingehen« (S. 448). Die Einbeziehung der Historiografie in das Lesen und die Bewertung der Schreibkunst von Danilo Kiš setzt daher eine methodologische Entscheidung voraus, die allerdings schon wegen der Beziehung seiner Person und seiner Texte zu den unterschiedlichsten Kulturen der Nachfolgestaaten der Donaumonarchie, zur Politik- und Gesellschaftsgeschichte Europas auf der Hand liegt.

Es steht außer Zweifel, dass der Verfasser der Monografie als ausgewiesener

Geschichtsforscher befähigt ist, auch Quellen aufzuarbeiten, Fragen nachzugehen und Kontexte heranzuziehen, die im Horizont der streng literaturwissenschaftlichen Fragestellung mindestens zum Teil als redundant erscheinen oder der Ökonomie des nötigen Aufwandes widersprechen würden. Hinzu kommt, dass Thompson in den 1990er-Jahren längere Zeit im südslawischen Raum beruflich tätig war; so hatte er die Möglichkeit, zu seiner Arbeit vor Ort Materialien und Zeugnisse zu sammeln – auch bei Mirjana Miočinović und Pascale Delpech, der ersten und der zweiten Frau von Kiš. Um sämtliche historische, kulturelle, literarische und persönliche Aspekte von Leben und Werk zu erfassen, geht der Verfasser auf die Geschehnisse ein, die vor dem Zweiten Weltkrieg und während des Krieges in Ungarn sowie nach dem Krieg im kommunistischen Jugoslawien Kiš' Laufbahn beeinflusst haben (angefangen von der Judenverfolgung, die zum Tod des Vaters geführt hat, bis zu den literaturpolitischen Debatten zur Zeit von Tito in Belgrad). Er erörtert u. a. den hohen Rang der Heldendichtung in Montenegro, einer literarischen Quelle, die für den Schriftsteller ebenso wichtig wurde wie später die Weltliteratur. Der Leser wird mit den Spannungen zwischen dem kosmopolitischen Denken des Autors und dem Nationalismus der regimegetreuen serbischen Schriftsteller sowie insbesondere – im Umfeld der mittels langer Zitate veranschaulichten Darstellung von Inhalt, Rezeption und ideengeschichtlichen Bezügen von Kiš' Schriften – mit den Grundprinzipien seiner Poetik vertraut gemacht. Diesbezüglich ist der Bericht über die Plagiatsaffäre um den 1976 entstandenen Roman *Ein Grabmal für Boris Dawidowitsch* (S. 361–377), der Kiš zum Schreiben von *Anatomiestunde*, dem »ersten ernstzunehmenden Buch über Intertextualität in Jugoslawien«, veranlasst hat (S. 376), ebenso aufschlussreich wie die

Ergründung des Ursprungs von Kiš' Subjektauffassung in Freuds Erklärung des Unheimlichen (S. 152–181).

Was jedoch Thompsons umfangreiches Buch zum außerordentlichen Ereignis der Kiš-Rezeption macht, ist, über den überwältigenden Informationsreichtum hinaus – der den Eindruck erweckt, der Verfasser habe keine Einzelheit des groß angelegten historischen und poetischen Tableaus vernachlässigt –, jene Empathie, mit der er das feinfühlig gezeichnete Porträt des Schriftstellers und praktisch alles, was er je geschrieben hat, aufeinander bezieht. Die so entstehende Synthese enthält viel mehr als eine positivistisch ausgerichtete Interpretation, die jedes Stück der zur Verfügung stehenden Dokumentation zu Hilfe nimmt, um ein womöglich vollständiges Bild vom Lebenswerk zu geben. Solche Bestrebung ist zwar Thompson nicht fremd. Die enzyklopädische Beschaffenheit seines Buches lässt sich jedoch vornehmlich auf die Verinnerlichung der Einsicht von Kiš zurückführen, Literatur sei nichts anderes als »der Versuch einer umfassenden Wirklichkeitssicht« (S. 101).

Obwohl Kiš als Schriftsteller »seine Verwandten nie in die Todeslager begleitet« hat (S. 88) – fünfzehn Mitglieder seiner Familie starben in Auschwitz –, sind seine Erzählungen unübersehbar auch Erinnerungswerke gegen die Wirklichkeit des gewaltsamen Todes; sein Roman *Garten, Asche* (1965) ist mit dem *Roman eines Schicksallosen* (1975) von Imre Kertész verwandt (vgl. S. 135). Die wiederkehrenden Ausführungen von Thompson über die Beziehung von Kiš zur jüdischen Tradition lassen die Frage als seine eigene erkennen: Wie kann Fiktion das Ausmaß des Leidens, von dem das sachliche Wissen nicht Rechenschaft geben kann, in eine ästhetische Erfahrung umwandeln, welche die »sinnlose Wiederholung und Inkohärenz der historischen Wirklichkeit [...] in eine nachvollziehbare Erzähl-

form« bringt (S. 403)? Dadurch kann ja zur – literarischen – Wirklichkeit werden, was ansonsten unvorstellbar wäre und was das tiefste Anliegen des letzten Erzählzyklus von Kiš ist (*Enzyklopädie der Toten*, 1983): dass kein einziges Leben vergessen und – gerade durch die lyrische Dichte des Textes – jede Kleinigkeit, die für irgendjemanden je wichtig war, im poetischen Gedächtnis aufbewahrt werde. Kiš' Ideal war »ein Werk, das man nach dem ersten Lesen wie eine Enzyklopädie verwenden konnte« (S. 67).

Der von der Figur der Synekdoche gesteuerten Verdichtung wird Thompsons Monografie durch ihre Bewegung

in entgegengesetzter Richtung gerecht. Sicherlich verbirgt ihr Anspruch auf Totalität Risiken, denn dieselben Auskünfte, die manche Leser nützlich finden werden, mögen anderen überflüssig erscheinen. Dieser Anspruch ist aber selbst Zeugnis – wie auch die Zuordnung der einzelnen Kapitel zu Sätzen aus Kiš' *Geburtsurkunde* und überhaupt die kunstvolle typografische Gestaltung des Buches – der restlosen Identifizierung des Verfassers mit seinem Gegenstand: dem Schicksal eines Künstlers, seinem »intertextuellen Gespür für Tradition« und seinem »Drang, in der Literatur eine Heimat zu finden« (S. 111). *Marcell Mártonffy*